

BUZZWORD



Früher wollten die jungen Menschen Profifußballer werden. Oder Astronaut. Oder die eine bei „Melrose Place“. Oder ein berühmter Rockstar. Manche hatten sogar die Idee, Journalist zu werden, weil man dann wenigstens mit berühmten Menschen reden kann. Heute träumt eine ganze Generation von Menschen, für die Youtube-Warentester glaubhafter sind als Günther Jauch, von einem Berufsbild, das für die Generation „Wetten, dass...?“ klingt wie eine unguete Grippe: Sie wollen Influencer werden.

Influencer sind Menschen mit Glaubwürdigkeit und Reichweite in den sozialen Netzwerken. Vorbilder, Meinungsmacher hätte man früher gesagt. Damals dachte man da eher an Günter Grass, Gandhi oder, in eher theoretischen Kreisen, Theodor W. Adorno oder Karl Marx. Heute muss man als Meinungsführer kein 44-bändiges Gesamtwerk mehr formuliert oder zumindest einem Milliarden-Volk den Frieden gebracht haben. Heute reicht es mitunter, jeden Tag drei Schminktippvideos online zu stellen, Computerspiele zu spielen, seine Follower-Gemeinde mit Bikini-Selfies oder angerichtetem Essen zu versorgen. Es ist die Logik der sozialen Medien: Hauptsache, viele gucken zu. Die Stars der Influencer-Szene haben viele Millionen Follower.

Influencer sind nicht nur Vorbilder für Jugendliche. Sie sind vor allem der Traum der Werbebranche. Nachdem die Jugend mehr und mehr ins Netz abgewandert ist, sind Influencer, die scheinbar ganz authentisch über ihre Lieblingsprodukte plaudern, begehrte Werbepartner für alles Mögliche. Wem Millionen Kids stundenlang beim „Fortnite“-Spielen zuschauen, der kann ihnen auch noch die neusten Klamotten einer Modekette anpreisen. Heute kommt kaum noch ein reichweitenstarkes Youtube-Angebot ohne den Hinweis aus, dass es Werbung enthält. Influencing ist ein Multimillionenmarkt. Das Problem ist: Die einst glaubwürdigen Jugendlichen verlieren durch die Bezahlung an Glaubwürdigkeit. Sie werden zu Verkäufern. Aber das klingt als Berufswunsch nicht sehr glamourös. Dirk Schmalzer

APPS & GADGETS

Buchstabensalat für das Smartphone

Wörter, Wörter und nochmals Wörter: Um nichts anderes dreht es sich in der Rätsel-App Wordament (kostenlos). Android- und iOS-Nutzern wird in 16 Feldern Buchstabensalat präsentiert, der sich zu allen möglichen Wörtern zusammensetzen lässt. Teils lassen sich so Hunderte Begriffe bilden. Neben den meisten möglichen Wörtern kann man auch versuchen, die längsten zu finden. Wer mit seiner Wortgewalt nicht allein bleiben möchte, kann auch online gegen andere Spieler antreten.

Für mehr Atmosphäre beim Zocken

Grünes Licht beim Fußball, bunte Farbuntermalung beim Laserkampf im Weltall. Mit dem neuen Programm Hue Sync können Spieler ihren Computer mit den Farb-LED-Leuchten von Philips Hue verknüpfen. Für eine spezielle Atmosphärenbeleuchtung beim Zocken sorgt die Leuchte Hue Play. Sie lässt sich etwa unter dem Monitor platzieren und leuchtet weitgehend blendfrei die Wand dahinter an. Die Leuchte ist ab Oktober erhältlich und kostet rund 70 Euro, das Paar gibt es ab rund 129 Euro.

Und Roboter haben doch Gefühle!

Macht Alexa Kinder zu Monstern? Warum schlagen wir Roboter? Das Verhältnis zwischen Mensch und künstlicher Intelligenz ist kompliziert. Wie kriegen wir das in der WG der Zukunft hin?

Von Anna Schughart

Der Roboter hatte keine Chance, sich zu wehren. Die Wissenschaftler hatten ihn in einer japanischen Shoppingmall ausgesetzt, wo er gemütlich vor sich hin rollte. Wenn ihm jemand im Weg stand, bat er höflich, man möge zur Seite gehen. Aber ausgerechnet Kinder hatten ihren Spaß daran, ihn am Vorbeifahren zu hindern. Ja, in kleinen Gruppen, ohne Aufsicht, schlugen, traten und bewarfen sie den Roboter teilweise sogar mit Dingen.

Wohnmodell der Zukunft: WG mit Robotern

Jahrzehntelang schon macht sich die Science-Fiction darüber Gedanken, wie Menschen und künstliche Intelligenzen (KI) wohl miteinander umgehen werden. Werden sie sich ineinander verlieben? Oder versuchen, sich gegenseitig auszulöschen? Mittlerweile ist das keine Frage für die Fiktion mehr. Alexa, Siri und Google Assistant sind schon in unsere Wohnzimmer eingezogen. In Pflegeheimen, Krankenhäusern und zu Hause sollen zukünftig immer mehr Roboter arbeiten.

Wie also steht es um das Verhältnis zwischen Mensch und KI? Auf den ersten Blick – nicht allzu gut. Kinder stehen unter dem Verdacht, zu kleinen Monstern zu werden, weil sie plötzlich einen Diener haben, den sie herumkommandieren können und der jeden Wunsch erfüllt – ob sie nun „bitte“ gesagt haben oder nicht. Alexa und andere Sprachas-

sistenten werden oft sexuell belästigt. Und Roboter gelten als Bedrohung für ganze Wirtschaftszweige.

Viele haben noch nie mit einem Roboter interagiert

Wie Menschen mit einem Roboter umgehen, hängt von vielen verschiedenen Faktoren ab: von ihrem kulturellen Hintergrund zum Beispiel oder dem Kontext, in dem sie aufeinandertreffen. Mit Curiosity und Opportunity, also den Robotern, die für uns den Mars erkunden, verstehen wir uns ganz prima. Die Zusammenarbeit

läuft sehr gut. Aber Roboter ist nicht gleich Roboter, erklärt Julie Carpenter, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der California Polytechnic State University.

„Die meisten von uns haben noch nie mit einem Roboter interagiert“, sagt Carpenter. Wenn wir es dann tun, bringen wir einen ganzen Haufen Annahmen mit – nicht zuletzt geprägt durch die Geschichten, Filme und Bücher, die wir über Roboter und andere künstliche Wesen gesehen und gelesen haben. Wenn ein Roboter sich zum Beispiel eigenständig bewegt, autonom Aktionen ausführt, „dann glauben wir, er handelt mit einer Absicht und verfolgt Ziele“, sagt die Wissenschaftlerin.

Ein wichtiger Aspekt ist das Design. „Das Aussehen gibt uns Hinweise darauf, zu was der Roboter fähig sein könnte“, erklärt Carpenter. Wenn ein Roboter eher wie ein Tier aussieht, dann behandeln wir ihn auch eher wie ein Haustier. Wenn er dagegen menschliche Züge hat, erwarten wir, dass er sich menschlich verhält.

Die Frage ist: Sind diese Annahmen hilfreich? Nicht immer.



Roboter Josie Pepper steht am Flughafen in München an einem Terminal und beantwortet die Fragen der Passagiere.

FOTO: LINO MIRGELER/DPA

die in Wut umschlägt? Carpenter glaubt, dass die Angriffe auf Roboter mehr damit zu tun haben, dass Menschen die Grenzen testen wollen. Etwa beim Lieferroboter Starship, der bereits in einigen Städten unterwegs ist. Er sieht aus wie eine rollende Tiefkühltruhe und soll bald auf der ganzen Erde Essen ausliefern. Von den meisten Menschen wird er ignoriert. Hin und wieder aber treten ihn Menschen – einfach so.

Roboter müssen nicht wie Menschen aussehen


Das sei so ähnlich wie bei Kindern, die herausfinden wollen, was die Konsequenzen sind, wenn sie sich danebenbenennen, sagt Carpenter. Die Folgen würden aber schnell deutlich. Schließlich sind Roboter das Eigentum von irgendjemandem, ein teures noch dazu. Wenn ich das Auto meines Nachbarn zerstöre, hat das auch Konsequenzen. Im Gegensatz zum Auto kann der Roboter sogar ein Foto des Angreifers machen. Die Angriffe auf Roboter sollten sich also irgendwann, zumindest zu großen Teilen, erledigt haben, weil Menschen die Konsequenzen begreifen – und vielleicht, weil sie Angst davor haben, fotografiert und erwischt zu werden.

Die Frage, was es braucht, damit Menschen und künstliche Intelligenzen gut zusammenleben können, beschäftigt dennoch die Wissenschaft. Eine Erkenntnis dabei ist: Die Roboter und KIs, mit denen Menschen interagieren, müssen nicht so menschlich wie möglich sein. Viel wichtiger ist, dass die Kommunikation mit ihnen gut funktioniert.

FOTO: ISTOCK/MONTAGE: RND

4,66

Millionen autonome Haushaltsgeräte wurden 2016 verkauft – die meisten waren Putzroboter.




3

Robotergeretze hat der berühmte Science-Fiction-Autor Isaac Asimov formuliert. Regel eins: Ein Roboter darf kein menschliches Wesen (wissentlich) verletzen oder durch Untätigkeit (wissentlich) zulassen, dass einem menschlichen Wesen Schaden zugefügt wird.

Mehr als **20**

Millionen Alexa-Geräte hat Amazon 2017 verkauft.



IM TEST

Viel drin, hoher Preis – das Samsung Galaxy Note 9

Größte Neuerung ist der gut funktionierende Bedienstift, doch auch Akkulaufzeit und Kamera wurden optimiert

Von Till Simon Nagel

Es soll ein Telefon für Menschen in Spitzenpositionen sein, aber auch ein Lifestyle-Produkt. So ganz legt sich Samsungs Galaxy Note 9 hier nicht fest. Elegant ist es mit seinem schlanken und doch wuchtigen Gehäuse aus Glas und Metall. Der Preis jedoch dürfte manchen Lifestyle-Jünger eher abschrecken: 999 Euro für die Version mit 128 Gigabyte (GB) Speicher. Wer sagenhafte 512 GB möchte, muss 1249 Euro bezahlen. Wem das noch nicht reicht, sei zur Speicherkarte geraten, die bis zu 512 GB extra bringt.

Optisch an die aktuellen S9-Modelle angelehnt, gefällt das Note 9 auf Anhieb. Klare Formen, ein riesiges Display ohne Einbuchtungen,

Stereolautsprecher und eine gut platzierte Doppelkamera auf der Rückseite mit dem Fingerabdrucksensor darunter. Note-typisch steckt unten rechts ein Zeichen- und Bedienstift im Gehäuse.

Im Inneren des Note 9 ist aktuelle Spitzentechnik verbaut. Acht Rechenkerne hat der Prozessor namens Exynos 9810, davon vier schnelle und vier etwas langsamere, dazu sechs oder acht GB Arbeitsspeicher. Das dürfte für die kommenden Jahre reichen. Für Fotos gibt es die schon im Galaxy S9+ verbauten Doppelkamera mit jeweils zwölf Megapixeln. Sie überzeugt auch bei wenig Licht. Neu ist die erweiterte Kamera-Software. Sie erkennt Szenen und passt die Bildeinstellungen an.



Zielsicher mit dem S Pen: Er kann für Notizen oder als Kameraauslöser genutzt werden.

FOTO: ANDREA WARNECKE/DPA

Im Fokus der Note-Reihe steht die Produktivität: Mails und Texte schreiben, Termine notieren und mehr. Der große Bildschirm mit 6,4

Zoll hilft dabei, auch der gute Split-screen-Modus zum Parallelbetrieb zweier Apps. Handschriftliches nimmt das Note 9 über besagten Stift an. Die Eingabe macht sogar aus Krakelschrift ansehnliche Notizen.

Größte Neuerung hier ist der Stift selbst. Er verbindet sich via Bluetooth mit dem Telefon. Das hat den Vorteil, dass der Plastikstift auch zum Auslösen der Kamera oder zum Durchschalten von Präsentationen genutzt werden kann. Strom dafür speichert er in einem kleinen Kondensator im Inneren, der per Induktion geladen wird. 40 Sekunden Ladung sollen für 30 Minuten Powerpoint-Klicken reichen – das stimmt ungefähr. Im Vergleich zum Vorgängerstift ist das eine klare Verbesserung. Das gilt auch für den Akku.

4000 Milliamperestunden fasst der Energiespeicher.

Etwas nervig ist Samsungs Software. Als Grundgerüst dient Googles Android 8.1, darüber liegt eine eigene Benutzeroberfläche. Sie fordert viel Aufmerksamkeit.

Dreist ist der Versuch, Nutzern eine Schutzsoftware zum Einsatz in WLAN-Netzen unterzububeln. Das Note 9 bewertet einfach pauschal alle Netze als vielleicht unsicher. Lösung soll ein kostenpflichtiges Schutzprogramm sein – nein danke. Fazit: Das Note 9 ist eine gute Kombination aus dem Besten des Galaxy S9 mit Stift und einigen sinnvollen Verbesserungen. Die Akkulaufzeit ist für ein Gerät dieser Leistungsklasse enorm, die Kameras sind spitze, der Stift wurde sinnvoll erweitert.